



**Der Hammer**  
Die Zeitung der  
Alten Schmiede  
Nr. 30, 09. 08

## EINGEFREMDET

*Das Andere in Einem. Einige literarische Berichte*

Wie es sich um das Fremdsein verhält, gehört zu den großen Themen der Literatur. Dass auch sie immer wieder ihr eigenes Fremdsein erfinden, zu erkennen und gestalten suchen muss, gehört zu den Aufgaben, die sich jeder einzelne Autor, jede Autorin immer wieder von neuem stellt. Einerseits ist diese Aufgabe eine selbstgewählte, andererseits eine, die die Umstände den Schreibenden nicht selten aufzwingt. Viel zu oft aber ist die Erfahrung des Fremdseins eine, die in der Mentalität und der Macht einzelner Personen wurzelt, die über andere Menschen bestimmen, meist ohne diese zu kennen.

Die aktuelle Ausgabe des »Hammers« kann durch die dankenswerte Vermittlung Judith Krölls (Forscher ohne Grenzen: [www.researcherswithoutborders.at](http://www.researcherswithoutborders.at)) literarische Texte von fünf als Asylsuchende in Österreich lebenden Autorinnen und Autoren zu denen einiger anderer mit der Stadt Wien auf ihre Weise verbundenen Dichter in Verbindung setzen. Von innen, von außen entstehen so Perspektiven auf das, was wir allzu oft einfremden und einfärben, wie wir es wollen: auf die Realitäten, Abgründe und Träume vom Da- und Dortsein. Und die in den Texten nun für den Moment sprachlicher Äußerungen vor uns liegen, als vielschichtige Erfahrungsberichte, als Übersetzungsversuche, als Darstellungsnotwendigkeiten in andere, noch ungesprochene Sprachen.

Michael Hammerschmid



Gerald Bisinger

## Intermezzo: Das bucklige Pflaster

Das bucklige Pflaster in Wien-Ottakring  
 erinnert mich an das bucklige Pflaster  
 in Bukarest irgendwo im Café Ritter  
 sitzend frag ich mich heute bin ich  
 nach Bukarest gereist seinerzeit um  
 erinnert zu werden an Wien am Nebentisch  
 seh einen alten Mann ich seinen Lebens-  
 rest offensichtlich verbringend haupt-  
 sächlich mit dem Lösen von Kreuzwort-  
 rätseln vermutlich hier im Café Ritter  
 ich sitz hier in Ottakring trink schwar-  
 zen Café das bucklige Pflaster die Schie-  
 nen der Straßenbahn drin das erinnert an  
 Bukarest ich denke an einen Freund dort  
 denk jetzt an ihn Arnold Hauser

Wien, den 30. April 1984

aus: *Am frühen Lebensabend*. Gedichte,  
 Literaturverlag Droschl, 1987 –  
 Dank an den Verlag

GERALD BISINGER, \*1936 in Wien, Studium der Psychologie und Italianistik; 1964–1986 Mitarbeiter des Literarischen Colloquiums Berlin, Redakteur von *Literatur im technischen Zeitalter*. Seit 1986 wieder in Wien, redaktionelle Tätigkeit für den ORF. † 20.2. 1999.  
 15 Gedichtbände, u.a. *Poema ex Ponto* (1977); *Gedichte auf Leben und Tod* (1982); *Am frühen Lebensabend* (1987); *Mein Ort bleibt nur das Gedicht* (1989); *Ein alter Dichter* (1998); *Im siebten Jahrzehnt. Letzte Gedichte* (2000).

SARITA JENAMANI, \*1972 in Cuttack/Indien. Wirtschaftsstudium in Orissa. Publikation mehrfach ausgezeichnete Gedichtbände in Hindi und ihrer Muttersprache Oriya. Herausgabe zweier Lyrikanthologien. Übersetzungen aus dem Spanischen und Französischen in Oriya. Sarita Jenamani lebt gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Dichter Aftab Husain, in Wien. Radio-moderationen u.a. für Radio Orange.

KONSTANTIN KAISER, \*1947 in Innsbruck, Studium der Philosophie, verschiedene Brotberufe, Mitbegründer der „Theodor Kramer-Gesellschaft“. Seit 1983 freischaffender Literaturwissenschaftler – Spezialgebiet Exilliteratur – und Schriftsteller. Mitherausgeber der Zeitschrift *Zwischenwelt* und des *Lexikons der österreichischen Exilliteratur*. Publikationen: *Durchs Hinterland*. Gedichte 1982–1992 (1993); *Auf den Straßen gehen*. Prosa. (1996); *Das unsichtbare Kind*. Essays und Kritiken (2001); *podium portrait Nr. 31* (2007).

Sarita Jenamani

## Der erste Regen in Wien

Hier strömt die Erde selten  
 Den Duft aus  
 Wie es feuchte Erde tut  
 Aber wenn dann  
 die Gerüche der Stadt aufsteigen  
 treiben die Zweige der Erinnerung aus  
 Und irgendwo tief unten  
 Schlägt das Verlorensein Wurzeln

Deutsch von Utta Roy-Seifert

aus: *Shards of Sky. Poems. / Splitter des Himmels*.  
 Gedichte; *Autorensolidarität*, 2006 –  
 Dank an U. Roy-Seifert

Konstantin Kaiser

## Kleine rumänische Tankstelle

Armut und Ehre, die hier regieren,  
 der Krüppel mit dem schönen Gesicht  
 bringt uns Wasser fürs Auto. Das Wasser rinnt aus.  
 Wir starren angestrengt  
 aus unsrer verwaschenen Sprache.  
 Drinnen, im Büffet, die zuständige Prostituierte  
 allein an ihrem Tischchen sowie  
 eine Gruppe verschwitzter Männer. Die Wirtin.  
 Benzin und Suppe.  
 Der junge  
 Mann mit den Krücken, nicht einmal  
 hat er ein Gefäß, Wasser zu holen. Empört  
 weist er das Trinkgeld zurück. So erfahren  
 wir nie seine Geschichte.

aus: *Ausgewählte Gedichte*. Podium Portrait 31, 2007

**Lesung Konstantin Kaiser: 23.9.2008, 19.00,**  
 X., Pernerstorfer Gasse 47 – Atelier L. Kaiser



Arno Geiger

## Lotta kann fast alles

Kinder mit Down-Syndrom ähneln einander nicht besonders, es will nur so scheinen, weil man kein Auge für die Unterschiede hat. Wie ja auch Chinesen für uns auf den ersten Blick alle ähnlich aussehen, während Chinesen untereinander keine Mühe haben, sich zu erkennen.

Das liegt daran, dass beim Merken von Gesichtern das menschliche Gehirn mit einem erlernten Durchschnittsgesicht arbeitet, zu dem alle anderen Gesichter in Beziehung gesetzt werden. Lediglich die am stärksten von diesem Durchschnittsgesicht abweichenden Merkmale werden gespeichert, feinere Unterschiede fallen nicht ins Gewicht. So erklärt sich, dass wir auch Menschen mit Down-Syndrom als fremd und weniger individuell empfinden. So erklärt sich die Begeisterung für alles Durchschnittliche.

Selbstverständlich ähneln auch Kinder mit Down-Syndrom ihren Eltern.

Lottas Mutter sagt: »Irgendwann begreift man: Das ist MEIN Kind. Ich bin nicht die Mutter einer Tochter mit Down-Syndrom. Ich bin die Mutter von Lotta.«

Dem russischen Zar Nikolaus II. wurde bei einer Gedächtnisfeier auf dem Schlachtfeld von Borodino ein steinalter Bauer vorgeführt, von dem es hieß, er habe Napoleon noch gesehen. Auf die Frage nach dem Aussehen des französischen Kaisers berichtete der Bauer: »Er war ein Koloss mit breiten Schultern und einem Bart bis zum Gürtel.«

Diese wenig zutreffende Auskunft ist vermutlich gleichermaßen der Unwissenheit wie der tief sitzenden Überzeugung geschuldet, dass jemand, der großen Lärm macht, selbst auch groß ist – und umgekehrt, dass jemand von kleinem Wuchs kein solches Getöse verursachen kann. Und zudem fällt es um so leichter, etwas zu behaupten, je weniger man weiß – und davon wird fleißig Gebrauch gemacht.

Freiheit heilt, heißt es. Doch Unaufgeklärtheit macht aus Freiheit Willkür. Freiheit ohne Wissen ist gefährlich. Und Wissen muss vermittelt werden.

Lotta ist elf und klein für ihr Alter, sie liebt ihre Eltern, Theaterleute in Wien. Sie liebt ihre Schwestern, die eine älter, die andere jünger, und sie liebt Pferde. Lotta ist eine gute Beobachterin, sie hat einen pointierten Wortwitz. Sie geht gern ins Kaffeehaus, liest viel, hört gern Musik, spielt Klavier und mag Shakira. Oft wird sie unterschätzt, wegen ihrer Größe, vor allem aber, weil sie das Down-Syndrom hat. Auch darüber wissen die meisten Leute wenig, nicht viel mehr als der russische Bauer über Napoleon – und meistens nichts Positives. Eindrücke aus der Vergangenheit, als Menschen mit Down-Syndrom unzureichend gefördert wurden und weit hinter ihren Entwicklungsmöglichkeiten blieben, blasen einem noch heute als Vorurteile kalt ins Gesicht. Die Leute staunen, wie viel Lotta redet, wie klug und witzig sie ist, wie fröhlich – als wäre daran etwas Ungewöhnliches.

Lottas Vater sagt: »Seit dem Sommer kann Lotta Tretrollerfahren. Am Samstag geht sie allein ins Blumengeschäft und kauft Blumen. Das gefällt ihr. Beim Nachhausekommen reicht sie im Lift nur bis zur Taste für den siebten Stock, bis zur Taste für den achten fehlen drei Zentimeter. Das kommt bestimmt noch. Bis es so weit ist, geht Lotta das eine Stockwerk zu Fuß.«

Der Mensch ist ein Entwicklungswesen. Es gilt, was ein irischer Autor mit alkoholisch indizierter Klarsicht formuliert hat: dass Fortschritte in jedem Menschen keimen, und sei's auch noch so verstohlen. Bei Lotta eben ein wenig langsamer. Nur ist in unseren zeitlich hyper-effizienten Systemen Langsamkeit nicht sonderlich gefragt.

Bei trockenem Wetter fährt Lotta in der Früh mit dem Fahrrad zur Schule, auf einem Anhängelfahrrad, sie hinten, ihr Vater vorne, die Liechtensteinstraße entlang Richtung Donaukanal, und dann am Kanal entlang in den 3. Gemeindebezirk. Während wir am Wasser entlangradeln, geht über den Häusern Wiens die Sonne auf. »Das ist schön!« ruft Lotta. Dann treibt sie ihren Vater wieder zur Eile an, denn sie möchte schneller sein. »Schneller! Schneller! Er holt uns ein!«

Lotta tritt in die Pedale, um ihren Vater zu unterstützen. Mit vereinten Kräften hängen sie mich ab.

Als ich an einer roten Ampel wieder zu ihnen aufschließe, rinnen Lotta vom Fahrtwind Tränen über die Wangen. Sie freut sich und verkündet:

»Wir sind schneller als du.«

»Ich bin schon ganz außer Atem, ich gebe mich geschlagen.«

»Ha!« sagt Lotta, sie nickt zufrieden, dann, um mich ein wenig zu trösten, lobt sie mein Fahrrad: »Du hast ein schönes Fahrrad«, sagt sie.

»Das finde ich auch. Danke für das Kompliment.«

»Bitte.«

Die Leute staunen, wie viel Lotta redet, wie klug und witzig sie ist, wie fröhlich – als wäre daran etwas Ungewöhnliches.

An der Pforte der Integrations-Hauptschule, in der Lotta die 6. Klasse besucht, dreht sie sich beim Abschied nochmals um und ruft: »Papa, ich liebe dich!«

Lottas Vater sagt: »Daran mussten sich ihre Mitschüler erst gewöhnen. Sie verteilt gerne Liebeserklärungen, an die ganze Welt. Gestern beim Abendessen: Ich liebe dich, Mama, ganz arg. Dich Papa auch. Lili, dich auch. Gretchen, dich auch. Und dich Amina auf jeden Fall. Du bist meine beste Freundin. Ich gebe dir mein Herz.«

An Zahlen ist Lotta nicht so sehr interessiert wie an Liebe. Rechnen gehört nicht zu ihren Stärken. Doch auch Lotta lebt in der Epoche der Statistiken:

Neunzehn von zwanzig der in der Schwangerschaft diagnostizierten Kinder mit Down-Syndrom werden abgetrieben, etwa 95 Prozent. Die Diagnosemethoden (Fruchtwasseruntersuchung oder Chorionzottenbiopsie) verursachen bei etwa einem Prozent der Schwangeren eine Fehlgeburt, und da die Wahrscheinlichkeit, ein Kind mit Down-Syndrom zu bekommen, vergleichsweise deutlich kleiner ist, gehen zusätzlich zu jedem abgetriebenen Kind mit Down-Syndrom zumindest drei weitere gesunde Kinder verloren. Das schreckt die Mehrheit der Eltern nicht ab. Der größere Teil geht das Risiko ein – und der Verdacht liegt nahe, dass dies zum Zweck der Selektion geschieht. Kinder wären willkommen, das bestimmte Kind ist es nicht. Es wird in seiner Eigenart verworfen, es lässt zu wünschen übrig, es macht Umstände. Lieber ein anderes.

Das Leben der Menschen ist halt doch eine wunderliche Sache. Das alles klingt, als müssten sich viele Kinder von Anfang an durch Leistung und Gefälligkeit verdienen, was allem Anschein nach nicht selbstverständlich ist: die Liebe ihrer Eltern.



Fortsetzung von Seite 3

Eine der großen Hoffnungen der Menschen ist es offenbar noch immer, mächtige Kinder zu zeugen, einen Stamm von Riesen, der die Welt beherrschen wird – oder wenigstens verwirklicht, was den Eltern selbst im Leben versagt geblieben ist.

Aber was, wenn die Planung hin auf das große und kluge Kind trotz aller Einflussnahme scheitert? Was, wenn das Kind für die Bedürfnisse der Eltern nicht gebrauchsfertig ist? Wenn es dem Leistungsdruck nicht gewachsen ist und beim Kampf um die besten Plätze versagt? – Überforderte Kinder sind schwierige Kinder. Man kann sie nicht auf den Mond schießen.

Weitere Zahlen: Etwa 90 Prozent aller Behinderungen sind erst nach der Geburt feststellbar oder werden erst im Leben erworben. Und ausnahmslos alle Kinder haben ihren eigenen Kopf.

Die Gynäkologin sagt: »Es entsteht eine Konsumenten-Perspektive auch bei der Familienplanung. Ständig werden wir gefragt: Können Sie mir garantieren, dass ...?«

Nichts kann man garantieren. Man bekommt keine Rechnung ausgefolgt, die 3 Jahre Garantie verspricht. Das Leben besteht aus Unsicherheit. Die Menschen vergessen, dass das ganze Leben mit Risiken verbunden ist. Es gibt Wahrscheinlichkeiten, aber nie Sicherheit. Und so sehr der Wunsch nach einem perfekten Kind verständlich ist, der Anspruch darauf ist absurd.

Die Kinderärztin sagt: »Letztlich geht es um Verantwortung, etwas, was Eltern für das eigene Leben obsessiv zu übernehmen versuchen - deshalb wird nach Möglichkeit alles generalstabsmäßig geplant. Dass aber vor allem Verantwortung für das Kind gefordert ist, wird dabei leicht übersehen. Kinderkriegen heißt, Verantwortung übernehmen müssen. Man ist zur Verantwortung verpflichtet. Das Kind hingegen ist zunächst einmal zu gar nichts verpflichtet.«

Es ist Nachmittag, kurz vor drei. Lotta wird von ihrer Mutter vom Hort abgeholt. Wir gehen zum Hohen Markt und warten auf einen Bus der Linie 1A zum Schottentor. Vom Schottentor fahren die Straßenbahnlinien 37 und 38 zur Nußdorfer Straße.

Lotta sagt: »Mama, wollen wir wetten? Welche Linie kommt zuerst? Ich sage 37.«

»Dann sage ich 38.«

»Okay, die Wette gilt.«

Beim Schottentor angekommen, läuft Lotta voraus zur Rolltreppe, die Schultasche an ihrem Rücken springt auf und ab, manchmal denkt man, die Tasche reißt das kleine Mädchen um. Immer wieder hört man Lotta ihre Juhu!-Rufe ausstoßen. Und weil morgen die Zeugnisse verteilt werden, singt sie: »Wir haben Ferien, Ferien, wir machen ein bisschen Pause!« Zwischendurch dreht sie sich um, als wüsste sie, dass wir mit etwas mehr Beeilung eine Garnitur der Linie 37 erwischen würden. Die ist aber schon weg, als wir am Bahnsteig eintreffen, gerade ausgefahren. Die Linie 38 ist angezeigt. Lotta steht vorne am Gleis, sie ist ein bisschen enttäuscht, dass sie die Wette verloren hat.

Eine asiatische Frau spricht uns an, sie hatte schon im Bus den Kontakt zu Lotta gesucht. Die Frau erzählt, dass sie ebenfalls ein Kind mit Down-Syndrom habe, einen Buben, der in den Kindergarten gehe, er sei das jüngste Kind von dreien. Einer der Brüder, der mit der Mutter unterwegs ist, ein etwa zwölfjähriger Bub, zeigt uns auf seinem Handy ein Foto von dem Kleinen. Ein hübsches Kind, dunkelhaarig, mit einem schönen runden Kopf und strahlenden Augen. Alle freuen sich.

Als wir in die Straßenbahn steigen, sagt Lottas Mutter: »Das kommt nicht oft vor, aber doch. Das verbindet natürlich.«

Wir ergattern freie Plätze. Lotta holt eine Mappe aus ihrer Schultasche, einige Blätter, Geschichten von einem Regenwurm. Lotta liest vor, alles sehr entspannt; das ist nicht immer so. Manchmal starren die Leute, Kinder vor allem. Das ärgert Lotta. Gelegentlich dreht sie sich hin und sagt: »Ich will das nicht.«

Als Lotta noch kleiner war, fragte ihre Mutter, was Lotta glaube, warum die Kinder starren. Und Lotta sagte: »Weil ich eine so coole Hose habe.«

Diese Antwort hat Lottas Mutter sehr angerührt, und als es vor einiger Zeit eine ähnliche Situation gab, fragte sie ihre Tochter erneut, was sie glaube, warum die Kinder starren. Diesmal hat Lotta geantwortet: »Warum wohl! Weil ich anders bin. Weil ich behindert bin.«

Lotta verwendet dieses Wort selbst. Sie weiß um ihr Handicap, manchmal bedrückt es sie. Dann wieder redet sie abgeklärt darüber, aus dem Fundament ihrer elfjährigen Erfahrung heraus. Wie für jedermann ist es auch für sie wichtig, sich selbst so zu akzeptieren, wie sie ist, und wie jedermann muss auch sie einsehen, dass die Natur keine Gerechtigkeit kennt, für niemanden. Dieses Akzeptieren gelingt Lotta ganz gut, solange man sie lässt, solange man ihr nicht von außen das Gefühl vermittelt, ungenügend zu sein.

Eine der großen Hoffnungen der Menschen ist es offenbar noch immer, mächtige Kinder zu zeugen, einen Stamm von Riesen, der die Welt beherrschen wird – oder wenigstens verwirklicht, was den Eltern selbst im Leben versagt geblieben ist.

»Ich kenne ja diese Zahlen auch«, sagt Lottas Mutter, »und ich fühle mich stellvertretend für mein Kind in meiner Ehre verletzt. Es ist absurd: Wenn man die Leute fragt, sagen die meisten, selbstverständlich, Lotta steht wie jedem ein Platz in unserer Gesellschaft zu. Aber wenn man sich die Zahlen anschaut, gibt es eine stillschweigende Übereinkunft. Das ist janusköpfig. Einerseits diese Abwehr. Und wenn die Abwehr fehlgeschlagen ist, wird umgeschwenkt auf Fördern. Das finde ich scheinheilig.«

Wir kommen zu Hause an. Lotta rennt zum Lift, er ist bereits im Erdgeschoß. Lotta stellt sich in die Tür, um den Lift zu blockieren.

»Hopp! Hopp!« ruft sie, als ich langsam zum Lift trotte. Und dann: »Geh du schon mal rein!«

Ihre Mutter, die das Postfach ausgeräumt hat, kommt ebenfalls. Ich stelle meinen Fuß unter die Leiste mit den Lifttasten und sage zu Lotta:

»Wenn du auf meinen Schuh stehst, reichst du bis zur Taste für den achten Stock.«

Sie steigt auf meinen Fuß, erreicht die Taste, freut sich. Wir fahren hoch. Lotta ruft in die Wohnung hinein: »Hallo!? Hallo!?!«



Ihre Schwestern, Lili und Gretchen, sind noch nicht da. Ihr Vater schon. Er sagt: »Die Mädchen sind alle gern zu Hause. Zu Hause ist immer etwas los.«

Lotta rennt in ihr Zimmer.

Ihre Mutter sagt: »Wenn mir das mit dem ersten Kind passiert wäre, hätte es mich bestimmt härter getroffen. Beim zweiten war es einfacher. Ich wollte ja nie eine Musterfamilie. Aber klar, das Wissen darum, und plötzlich weiß man: Auf eine bestimmte Art gehört man jetzt nicht mehr dazu. Na ja, das ist gewöhnungsbedürftig. Es dauert einige Zeit, bis man diesen Emanzipationsprozess durchgemacht hat und sich wieder als eigenständige und intakte Familie begreift.«

Ein wenig später sagt sie: »Natürlich hätte ich auf meiner Wunschliste nicht Down-Syndrom angekreuzt. So ein Kind bestellt man nicht, das ist schon klar. Aber man bekommt es. Und man liebt es.«

Denn das Leben ist gemeinhin sehr viel weniger planbar, als man denkt. Die Zeitungen sind täglich voll mit Menschen, die irrtümlich glaubten, dass sie klüger sind als das Leben. Von leichten Erschütterungen werden fein gesponnene Zukunftsfäden zerrissen, manche Fäden halten und andere Fäden werden neu geknüpft. Wie das Kind die Schoßwärme der Mutter verlassen muss, muss der moderne Mensch die Schoßwärme der Illusion verlassen, er könne sein Leben strikt beherrschen. Schaut man in eine beliebige Familie hinein: Was bekommt man zu Gesicht? Ein Durcheinander aus glücklichen und unglücklichen Momenten, in dem mehr vom Zufall bestimmt wird als von Wahlfreiheit.

Es klingelt an der Tür. Es ist Amina, Lottas beste Freundin. Sie hat ebenfalls das Down-Syndrom, geht mit Lotta in die gleiche Klasse und ist eine Schönheit. Ob sie deshalb mit weniger Vorurteilen zu kämpfen hat, ist fraglich.

Lotta sagt: »Amina ist die ganze Welt. Ich liebe Amina wie die ganze Welt.«

Gäbe es auf dieser Welt nur Menschen mit Down-Syndrom, kämen sie nicht auf die Idee, dass sie einander besonders ähnlich sind, weder äußerlich noch als Person. Man könnte Geschwister erkennen, man könnte Italiener erkennen, die Deutschen, die Schotten. Man hätte bestimmte Leistungsmaßstäbe. Vor allem aber würde man die Verschiedenheiten wahrnehmen, das charakterlich Eigenständige, das Rätselhafte, das unter den gegebenen Umständen gern übersehen wird.

Lottas Mutter sagt: »Einmal wurde ich gefragt, wie Lotta wohl wäre, wenn sie nicht das Down-Syndrom hätte. Eine absurde Frage. Ich habe geantwortet: Sie wäre genau gleich. Sie wäre die gleiche ver-rückte Nudel, die sie ist. Sie ist halt die Lotta.«



ARNO GEIGER, \*1968 in Bregenz, studierte Deutsche Philologie, Alte Geschichte und Literaturwissenschaft. Seit 1986 Videotechniker bei den Bregenzer Festspielen, seit 1993 freiberuflicher Schriftsteller. Lebt in Wien. 1998 erhielt er den New Yorker Abraham Wourzell Award, 1999/2000 das Staatsstipendium des BKA. Publikationen: *Kleine Schule des Karussellfahrens*, 1997; *Irrlichterloh*, 1999; *Schöne Freunde*, 2002, *Es geht uns gut*, Roman, 2005; *Anna nicht vergessen*. Erzählungen, 2007.

Sarita Jenamani

## So kommt es oft, dass auf dem Weg...

So kommt es oft, dass auf dem Weg  
Die höchste Pein  
Zu einer Reise wird  
Das Ziel jedoch verbirgt sich  
Jenseits des Horizonts  
Vorwärtsschritte können nicht zurück  
Und so bin ich verloren  
In einem fremden, fernen Tal

So kommt es oft, dass auf dem Weg  
Der Zauder wirkt von weit verzweigten Straßen  
Dass Flüsse  
Direkt vor meinen Füßen strömen  
Und Boote auf dem Weg nach Haus  
Mir winken

So sehe ich einen Specht  
Der an der Sonne klopf  
Und Mondlicht wandelt sich  
Zu einem Schal  
Der mir die nackte Brust bedeckt

So kommt es oft, dass auf dem Weg  
Ein unbekanntes Lächeln  
Aufklappt über mir  
Wie ein Schirm im Regen  
Dass viele warme Blicke  
Die Eisbrocken  
In meinen Füßen schmelzen  
Und  
Verwaschene Erinnerungen  
Meinen Finger umklammern  
Und mich  
Über die dunkle Straße führen

So kommt es oft, dass auf dem Weg  
Meine Welt  
Aus meiner Zunge tropft  
Wie Blut  
Und die geliebten Menschen  
In jedem meiner Atemzüge sind  
Und mit jedem Schritt  
Mir folgt  
Mein Land

Deutsch von Brigitte Rapp

aus: *Shards of Sky. Poems. / Splitter des Himmels.*  
Gedichte; *Autorensolidarität*, 2006 – Dank an B. Rapp



Labbe

## Leben in Traiskirchen

Ich wohnte nun im Haus 6 mit sechs anderen Asylwerbern in einem Zimmer. Das Haus 6 war ein niedriges Haus und eigentlich für die Behinderten reserviert. Aber dort wohnten auch die Dinosaurier vom Lager. Sie waren Asylwerber und wohnten schon lange im Lager – zwischen zwei, drei oder vier Jahren. Der Lagerbehörde waren sie bekannt und genossen deswegen einige Privilegien: Die meisten hatten bezahlte Aktivitäten als Reinigungskraft in den Toiletten oder im Lagerrestaurant. Das Leben im Haus 6 war viel besser als in den anderen Häusern, insbesondere im Vergleich zu Haus 1. Die Bewohner kannten sich untereinander und das förderte einen freundlichen Umgang miteinander. Die Möglichkeit dort zu wohnen verdankte ich Redak, einem jungen, netten Mann aus meinem Land. Redak wohnte schon seit drei Jahren im Lager und zählte zu den wichtigsten Dinosauriern, trotz seines jungen Alters. Er war ein guter Fußballer und gehörte sogar zu einem Fußballteam in Baden, einer Stadt in der Nähe von Traiskirchen. Bereits bei unserem ersten Treffen hatte er sich um mich gekümmert: er bat um meinen Umzug vom Haus 3 und bekam von seinen Nachbarn die Erlaubnis, ihr Mitbewohner zu werden. Als »Doyen« im Lager hing Redak das im Restaurant servierte Essen zum Hals heraus. Er begnügte sich mit dem Joghurt oder ging gar nicht ins Restaurant. Mit dem Geld von seinem Job kaufte er ein und lud mich oft zum Essen ein. Redak war sehr gläubig; er versäumte keines der fünf täglichen islamischen Gebete, jedoch war er sehr reserviert: von seinem Asylverfahren sprach er nie. Er ging auch kaum außerhalb des Lagers spazieren. Sehr früh stand er jeden Tag für seinen Job auf und legte sich gegen elf Uhr vormittags wieder hin. Ich versuchte ihn zu verstehen und wie er zu leben, d.h. das Lager als meinen Lebensmittelpunkt zu betrachten. Aber es gelang mir nicht. Ich blieb den ganzen Tag draußen unter den Bäumen im Lager sitzen und beobachtete die Leute, die hin- und hergingen.

Während dieser ersten Woche lernte ich auch andere Freunde wie Ib im Lager kennen. Ib war ein Student aus Niger und wohnte schon seit zwei Monaten im Lager. Ich steckte sehr bald mit ihm unter einer Decke, da er sehr offen war und mein Land gut kannte. Wir gingen sehr oft um das Lager spazieren. Ich lernte viel von seiner Erfahrung im Lager. Wir scherzten sehr oft, um unsere Situation zu banalisieren: Wir nannten einander zum Beispiel »Kains Nachfolger« in Andeutung der biblischen Geschichte »Abel und Kain«. Wir hielten uns für Menschen, die Asylsuchende geworden sind, weil ihr Vorfahre (Kain) von dem Herrn verdammt wurde. Ich stellte Ib viele Fragen nach den Möglichkeiten das Lager zu verlassen und in Österreich normal leben zu können. Er erzählte mir, dass die Heirat mit einer österreichischen Staatsbürgerin die allerbeste Lösung wäre. Bisher hatte ich noch keinen »richtigen« Österreicher oder keine »richtige« Österreicherin kennen gelernt, obwohl ich alle hellhäutigen ArbeiterInnen im Lager für ÖsterreicherInnen hielt. Aber Ib erklärte mir, dass viele von ihnen auch ausländischer Herkunft waren. Weiters ermahnte er mich jeden Tag: »Du sprichst bereits

Deutsch, das heißt, du könntest vielleicht sogar besser als diese Leute hier im Lager arbeiten. Viele sind AusländerInnen und waren auch einmal Asylwerber wie du. Geh oft ins Haus 13 und bewirb dich dort!« Seine Ermahnungen ermutigten mich und halfen mir positiv zu denken. Ich versuchte nun die ÖsterreicherInnen von den anderen hellhäutigen Menschen zu unterscheiden. Als Schwarzafrikaner war ich erstaunt, dass andere hellhäutige Menschen (besonders Russen) auch Asyl suchen: Vom Geschichtsunterricht in der Schule wusste ich, dass die Ex-Sowjetunion eine große Macht wie die USA, Frankreich oder England war, daher war es mir rätselhaft, dass Leute aus einem so mächtigen Land in einem Lager unter so schlechten Bedingungen lebten.

Auf den Straßen in Traiskirchen und auch vor dem Lager trafen wir oft junge Menschen mit einem seltsamen Aussehen. Sie trugen Ringe irgendwo im Gesicht (auf der Nase, den Lippen, den Ohren, usw...). Ib erzählte mir, dass sie echte ÖsterreicherInnen waren. Im Lager sah ich auch einige SozialarbeiterInnen mit sehr rot gefärbten Haaren und Ringen über den Augen. Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass echte ÖsterreicherInnen Ringe im Gesicht und lange unordentliche Frisuren haben.

Auf den Straßen in Traiskirchen und auch vor dem Lager trafen wir oft junge Menschen mit einem seltsamen Aussehen. Sie trugen Ringe irgendwo im Gesicht (auf der Nase, den Lippen, den Ohren, usw...). Ib erzählte mir, dass sie echte ÖsterreicherInnen waren.

Am 7. September hatte ich die Besprechung über meinen Asylantrag im Haus 17. Die Nacht davor schlief ich kaum und kurz vor 8 Uhr stand ich schon mit anderen Asylsuchenden vor dem Eingang des Gebäudes. Ein Gärtner machte die Tür auf, kontrollierte unsere Unterlagen und ließ uns eintreten. Wir saßen im Wartezimmer. Dort sah ich andere ÖsterreicherInnen, ohne Ringe oder gefärbte Haare. Sie waren durchschnittlich jung, schauten gut aus und gingen zwischen den verschiedenen Büros hin und her. Nach einer Weile kam einer mit einem Zettel, rief unsere Namen auf und befahl einem von uns ihm zu folgen. Ich wartete mit den anderen. Gegen elf Uhr war ich an der Reihe. Ich ging in ein Büro, in dem drei Herren auf mich warteten. Die zwei Staatsanwälte saßen vor Computern mir gegenüber und der dritte Herr auf meiner Seite war der Dolmetscher. So fing die Besprechung an. Die erste Etappe dauerte etwas mehr als eine Viertelstunde und betraf meine Reise und meine Reiseroute. Danach musste ich warten, da einige Informationen überprüft wurden. Nachher musste ich einige Fragen über die Gründe meiner Reise und über mein Leben in meinem Land beantworten. Ich antwortete und bekam zum Schluss eine weiße Karte, die mir als Personalausweis in Österreich heute noch dient. Mein Asylantrag wurde also angenommen. Ich kam aus dem Büro heraus und war glücklich. Ich konnte in Österreich leben bis man sich entschied, ob ich asylberechtigt



tigt war oder nicht. Das war schon ein Sieg für mich: mein Asylantrag wurde angenommen. Um das zu feiern, lud Ib mich auf ein Bier ein. Wir gingen zum Supermarkt beim Bahnhof der Lokalbahn. Er kaufte vier Bierdosen, die wir unter einem Baum bei der Umfassungsmauer des Lagers mit Spaß tranken. Wenn ich mit Ib zusammen war, fühlte ich mich glücklich und dachte weniger über meine Lebenssituation nach. Leider mussten wir uns jeden Tag am Abend trennen und jeder ging in sein Nest zurück.

Eines Abends, ich war gerade mit Ib im Lagerhof, kam eine Dame, eine der Lagerarbeiterinnen, zu uns und fragte, ob wir jemanden kennen, der gut Deutsch sprechen konnte. Ein Nigerianer wurde von der

Polizei geschlagen und war auch verletzt. Daher suchte sie jemanden, der ihn ins Krankenhaus nach Baden begleiten konnte. Ich antwortete, dass ich Deutsch konnte und ihn gern begleiten würde. In Baden stellte ich fest, wie schnell man sich hier um einen Kranken kümmerte. Wir wurden sofort von einem Arzt empfangen. Er befragte den Verletzten über seine Schmerzen, untersuchte ihn und verschrieb ihm ein Rezept. Zurück im Lager wartete Ib auf mich. Wieder ermutigte er mich. »Schau, wie nützlich du hier bist« sagte er zu mir. Am nächsten Tag beschloss Ib zusammen mit mir zum Haus 13 zu gehen, damit ich mich für einen Job bewerbe. Bereits um 9 Uhr waren wir dort. Ib ging mit mir bis zum Büro und ermutigte mich auf Französisch: »Parle, parle... !«

Michel Gordon

## Die Reise

- Wann fährt der nächste Zug nach Odessa, bitte?
- In zwanzig Minuten.
- Das ist zu früh. Ich will noch meine Freundin anrufen.
- Sie können doch im Zug telefonieren.
- Leider nicht. Im Zug ist es so laut.
- Aber das will ich nicht.
- Dann können Sie Ihrer Freundin eine SMS im Zug schicken, wenn es im Zug zu laut ist und Sie keine Zeit haben.
- Aber das ist sehr wichtig, was ich mit meiner Freundin besprechen muss. Wahrscheinlich das Wichtigste für meine Zukunft.
- Ok! Ok! Schon gut. Dann nehmen Sie einen elektrisch betriebenen Zug. Der fährt um 18.30 Uhr ab und kommt morgen um 4.20 Uhr in Odessa an. Ohne umzusteigen.
- Das ist unmöglich!
- Wieso?!...
- Weil ich heute bis 23 Uhr in Odessa ankommen muss.
- Ok, wissen Sie was, jetzt habe ich keine Zeit zum Diskutieren. Kommen Sie bitte, wenn Sie wollen, in ein paar Wochen wieder.

(später, im Zug, spricht er am Handy zu seiner Freundin)

- Schatz, ich habe mit dem Schaffner gesprochen und er weiß nicht, dass ich kein Geld habe.

Muhammad Fortune Aledeh

## Cries of the »Ausländer«

As funny as it may not seem to be,  
We although seem to be the same,  
But this is actually not a clear factor,  
Because several artificial factors come to play,  
Although relatively.

We seem to be colleagues,  
Especially when hit by a common problem.  
But you soon may be left alone, after a time,  
But with your very problems,  
Because you do actually belong to a class.

Forget not, that the smile your face bears  
Is sustained and maintained by this,  
A great amount of energy and aura.  
We still cry,  
But these tears-filled eyes still see clearly.

We are always left with »rejects«.  
These you would not accept.  
Although we still stand strong  
Against the fierce face of »stigmatisation«.

Vienna, 23.3.2008

LABBE, Asylwerber in Österreich.

MICHEL GORDON, \*1983 bei St. Petersburg, Schriftsteller und Journalist, lebt in Niederösterreich.

MUHAMMAD FORTUNE ALEDEH, \*1971 in Agbede, Nigeria. Studium der Landvermessung in Federal Polytechnic Auchu und Federal School of Surveying Oyo, Nigeria. Seit 2004 in Wien. Seit 2006 Student der Geodäsie und Geoinformatik TU Wien.



Gerald Bisinger

## Es schneit

Nach zwanzig Jahren wieder in Wien am Neujahrstag und selbstverständlich auch gestern Silvester es schneit nicht sehr dicht aber nahezu unaufhörlich ich sitz in der Josefstadt in Heimito von Doderers einstigem Stammlokal wie lang ist er jetzt schon tot ich sitz hier ich schreibe schau gelegentlich raus in die scheinbar bläuliche Dämmerung ich merks ich werd älter

Und älter

Wo sind sie von früher die Hoffnungen Euphorien ich denk viel an Tote die lebend ich im Gedächtnis hab dieses Wien erinnert mich jetzt in Details an Prag auch an Budapest nicht fremd bin ich hier und nicht heimisch meine Welt meine Umwelt von seinerzeit kaum gibt es sie noch noch schreib ich Gedichte in Wien in Berlin oder anderswo die Zukunft das Altern zum

Tode es schneit

Wien, den 1. Januar 1985

aus: *Am frühen Lebensabend*. Gedichte, Literaturverlag Droschl, 1987 – Dank an den Verlag

Aftab Husain

## Beim Deutschlernen

Eine neue Sprache lernen heißt  
einen neuen Kontinent betreten  
Eine neue Sprache lernen heißt  
die Wege der Kindheit wieder sehen  
Eine neue Sprache lernen heißt  
von neuem geboren werden  
Jeder Ton der Sprache hat seine eigene Melodie  
Eine neue Sprache lernen heißt  
nie gehörte Melodien sammeln  
Das Leben selbst ist eine Melodie  
besteht aus vielfältigen Klängen  
vom Rezitieren der heiligen Texte  
bis zu zärtlichem Liebesgeflüster  
Ich liebe Klänge  
Ich liebe das Leben  
Ich liebe Menschen  
die von Sprache zu Sprache wandern

Deutsch von Utta Roy-Seifert

aus: *Im Niemandsland*. Gedichte / Poems. *Autorensolidarität*, 2006 – Dank an U. Roy-Seifert

AFTAB HUSAIN, \*1962 in Talagang, einer Kleinstadt in der Nähe von Rawalpindi/ Islamabad. Literatur-Studium an Universität Lahore. Journalist bei einer pakistanischen Tageszeitung. 1994–95 Sekretär der ältesten demokratischen Schriftstellerorganisation in Pakistan. Lehrtätigkeit an der Universität Lahore. Herausgabe der Literaturzeitung *Adabi Akhbar*. 2000 Exil in Indien. Literarische Texte hauptsächlich in Urdu, aber auch in Hindi und Punjabi. 1996 literarisches Debüt mit dem Gedichtband »Matla« (Horizont), dem zwei weitere Gedichtbände folgen. Übersetzungen ins Urdu. Seit 2003 lebt Aftab Husain im Rahmen d. Projektes *Wien als Zufluchtsstadt* gemeinsam mit seiner Ehefrau, der Dichterin Sarita Jenamani, in Wien.

## Literaturprogramm der Alten Schmiede für SEPTEMBER 2008

ALTE SCHMIEDE  
I., Schönlaterngasse 9

23. 9.	Dienstag, 19.00 Atelier L. Kaiser Pernerstorferg. 47 Wien X	<b>ERINNERUNGEN AN DIE MENSCHHEIT: Gedichte</b> von ERNEST WICHNER und KONSTANTIN KAISER, ausgewählte Bilder von LEANDER KAISER • Einleitung und Gesprächsmoderation: Leander Kaiser • Ernest Wichner: <i>Steinsuppe</i> , 1988/ 2000; <i>Rückseite der Geste</i> ; <i>Die Einzahl der Wolken</i> , 2003 – Gedichte • Konstantin Kaiser: <i>podium portrait 31</i> , 2007; <i>Durchs Hinterland</i> , 1993 – Gedichte • Getränke, Snacks
24. 9.	Mittwoch, 19.00 LQ	<b>Welche Möglichkeiten und Anforderungen findet ein neuer literarischer Verlag vor, welche möchte er schaffen?</b> Gesprächsrunde mit RALPH KLEVER (Verleger) • PETRA HARTLIEB (Buchhändlerin) • LEOPOLD FEDERMAIR (Autor) • STEFAN GMÜNDER (Kulturjournalist, »Der Standard«) • THOMAS EDER (Literaturwissenschaftler) Gesprächsführung • erster Abend zur Inauguration eines neuen Wiener Literaturverlags: <b>KLEVER VERLAG</b>
25. 9.	Donnerstag, 19.00 LQ	ausgewählte literarische Neuerscheinungen Herbst 2008 • in Zusammenarbeit mit dem <b>Klever Verlag</b> , Wien • Lesungen von ANN COTTEN (Berlin) <b>NACH DER WELT. Die Listen der Konkreten Poesie und ihre Folgen. Nicht-Erzählung mit Manifest</b> • LEOPOLD FEDERMAIR (Hiroshima) <b>FORMEN DER UNRUHE</b> . Essays zur Literatur • ANDREAS OKOPENKO (Wien) <b>ERINNERUNG AN DIE HOFFNUNG</b> . Gesammelte autobiographische Schriften (Klever Verlag) • RALPH KLEVER (Klever Verlag) Einleitung und Gesprächsführung
29. 9.	Montag, 19.00 LQ	KURT BRACHARZ (Bregenz) <b>Pantomime vor Blinden</b> . Erzählungen (Skarabæus Verlag) • MANFRED CHOBOT (Wien) <b>Ernte der Stachelbeeren</b> . Textclips (Edition Thurnhof) • HANNES VYORAL (Wien) <b>nur jetzt genau so</b> . Gedichte (edition weinviertel) • Reihe <b>Textvorstellungen</b> – Lesungen, Textdiskussion Motto: <b>Schreibzugänge, -weisen ...</b> Redaktion und Moderation: RENATA ZUNIGA
30. 9.	Dienstag, 19.00 LQ	ausgewählte literarische Neuerscheinungen Herbst 2008 • STAUB. <b>GEFÄSSE. gesammelte Gedichte</b> (Hanser Verlag, München) Lesung FRANZ JOSEF CZERNIN (Rettenegg – Wien) • THOMAS POISS (Gräzist, Literaturkritiker; Berlin) Einleitung und Gesprächsführung

Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, [www.alte-schmiede.at](http://www.alte-schmiede.at)  
Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 30/ 2008 | Redaktion: Walter Famler, Michael Hammerschmid, Kurt Neumann | Foto: Christiane Zintzen | Koordination: Marianne Schwach | Alle: A-1010 Wien, Schönlaterngasse 9 | Der Hammer 30 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 237, September 2008 | Grafische Gestaltung: fuhrer